

# Die letzten Worte eines grossen Freidenkers : Jakob Steblers Abdankungsrede

Autor(en): **Stebler, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **69 (1986)**

Heft 2

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-413267>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Freidenker

Monatsschrift der  
Freidenker-Vereinigung  
der Schweiz

69. Jahrgang  
Nr. 2 Februar 1986

Jahresabonnement: Schweiz Fr. 16.–  
Ausland: Fr. 20.–  
Probeabonnement 3 Monate gratis

## Die letzten Worte eines grossen Freidenkers

465

### Jakob Steblers Abdankungsrede

**In der Dezember-Ausgabe des «Freidenkers» gaben wir unseren Lesern Kenntnis vom allseits tief bedauerten Hinschied des Schriftstellers und langjährigen FVS-Mitglieds JAKOB STEBLER. In der Folge erreichte uns die Abdankungsrede, die Gesinnungsfreund Stebler auf sein Ableben hin selber verfasst hatte. Die feinsinnig und geistreich geschriebene Verabschiedung von dieser Welt, die in die Literaturgeschichte eingehen wird, verdient es, in unserem Blatt ungekürzt wiedergegeben zu werden.**

*Die Redaktion*

Es ist im allgemeinen nicht üblich, dass der Mensch das letzte Wort in eigener Sache hat. Den Nachruf halten in der Regel die Hohepriester der Schicklichkeit nach Schema soundso; es ist immer sehr feierlich und sehr unzutreffend, was sie sagen. Ich möchte nicht, dass Unberufene mein Charakterbild verzerren, ich lege keinen Wert auf die landesüblichen Förmlichkeiten, und wenn ich im Leben schon ein Einzelgänger war, möchte ich auch im Tode nicht zum grossen Haufen geworfen werden. Das ist meine letzte und echtste Eigenwilligkeit.

Wir alle wissen, dass die schönen Worte, die man uns zum Abschied nachwirft, nicht für bare Münze genommen werden dürfen. Sie fallen um der Schicklichkeit willen. Es gehört zum guten Ton, einem Menschen Gutes nachzusagen, wenn er nicht mehr da ist. Solange er da ist, nimmt man es weniger genau. Ich gebe gar nichts auf diesen guten Ton. Im Letzten können uns nicht andere beurteilen; das steht nur uns selber zu.

Um der Sitte Genüge zu tun, werde ich nur meine Vorzüge erwähnen; das Nachteilige haben zu meinen Lebzeiten andere schon sattem gesagt.

Mein Lebenslauf? Der ist nebensächlich. Wer sich dafür interessiert, findet die Daten im Zivilstandsregister. Es genügt zu wissen, dass ich eine freudlose Jugend, dass ich überhaupt keine Jugend gehabt habe; der Kindheit folgte unvermittelt das Erwachsenensein. Dieses Erwachsenensein brachte Aufbau und Trümmer in geistiger und materieller Hinsicht, und auf den Trümmern habe ich stets wieder und so lange aufzubauen versucht, bis ich des Aufbaus müde wurde.

Das Leben brachte mir nicht viel Erfüllung, aber die Erkenntnis, dass die Erfüllung nichts ist, das Streben nach ihr alles; Erfüllung ist Satttheit, und ich mochte die gesättigten Menschen nicht. Ich liebte die kleinen Leute, die Armen, die Schwachen, die Hungrigen, die Hilflosen, Unterdrückten, Verkannten, Geächteten, die kleinen Sünder des Lebens, die ihren Hunger abseits der grossen Tafel stillen. Für die Satten hatte ich nie viel übrig; ich hegte stets eine tiefe Respektlosigkeit allen denen gegenüber, deren Geltung gemacht war, und ich lachte mit Heinrich Leuthold über die «Grössen, die keine sind». Vielleicht habe ich mich auch dann und wann verschämter Armut in verschämter

Weise angenommen, ohne die Quitting im Knopfloch herumzutragen. Billige Erfolge habe ich geringgachtet, und grosse waren wenige zu verzeichnen. Erfolge führen vielfach zur Selbsttäuschung. Und wenn mir das Leben schmerzhaft Wunden schlug, hielt ich mich stets an die Maxime von Coubertin: «Hauptsache im Leben ist nicht der Sieg, sondern der Kampf. Das Wesentliche ist, nicht gesiegt, sondern anständig gekämpft zu haben».

Als Freidenker war ich mehr als jeder andere zu dieser anständigen Kampfweise verpflichtet, denn vor jedem Urteil stand ein Vorurteil. Ich glaubte an keine übersinnliche Macht, die bestimmend in unser Le-

### Aus dem Inhalt

Jakob Steblers Abdankungsrede	9
Die katholische Kirche entdeckt den Umweltschutz	11
Pressestimmen	12
Statuten der Weltunion der Freidenker	13
Bücher	14
Glaubenszweifel	15
IHEU-Weltkongress 1986	15

ben eingreift; ich glaubte ganz einfach an den Menschen und an das Gute in ihm. Ich glaubte, dass der Mensch das Mass aller Dinge ist und dass der Sinn des Lebens im Leben selber liegt. Und dieser Überzeugung bin ich bis zu meiner letzten Stunde treu geblieben. Sie hören also keine Rechtfertigung; Sie hören ein stolzes Bekenntnis.

Diese geistige Haltung wird nicht überall und ohne weiteres begriffen. Wer einer Religionsgemeinschaft angehört, selbst wenn er ihr ferne steht und überhaupt nichts glaubt oder denkt, hat es leicht: er schwimmt mit dem Strom und wird auf keine Probe gestellt. Wer es aber in Dingen des Glaubens ernst nimmt, wer nicht einfach oberflächlich und gleichgültig ein Lippenbekenntnis ablegt, mit einem Wort: wer nicht zum Heuchler werden will, sondern mit den letzten Fragen ringt und als Ergebnis dieses Ringens eine Weltanschauung aufbaut, die sich von der herkömmlichen unterscheidet und deshalb nichts weniger als bequem ist, wer aus ihrer Verpflichtungen ableitet, der muss sein Abseitsstehen begründen; er muss beweisen, dass er als Träger menschlicher Werte und als Mensch von anständiger Gesinnung über jenen steht, die ihm seine Glaubenslosigkeit zum Vorwurf machen.

Wenn einem Menschen, der in landesüblichem Sinne religiös erzogen worden und nichts weniger als oberflächlich veranlagt ist, eines Tages Zweifel über die Wahrheit der Lehren aufsteigen, die er in urteilsfähigem Alter in sich aufgenommen hat, so ist dies für ihn eine seelische Erschütterung, die zu schweren Kämpfen führt. Wenn er ernsthaft bestrebt ist, Klarheit zu schaffen, die Folgerungen dieser Klarheit zu ziehen und ihre Folgen auf sich zu nehmen, dann beschreitet er den dornigen Weg. Denn es ist leichter, sich vor irgendeinem Gott zu verantworten als vor sich selbst.

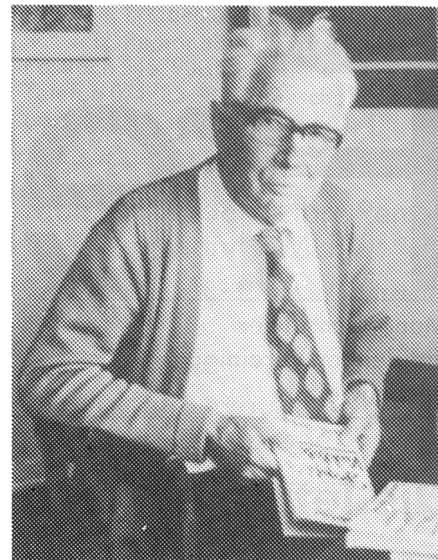
Vor meinem zwanzigsten Altersjahr schon begann ich über religiöse Fragen nachzudenken, und das Ergebnis dieses Nachdenkens war die Einsicht und die Erkenntnis, dass es keine höhere, übersinnliche Macht und keine Gottheit in religiösem

Sinne gebe. Dieses Bewusstsein kam nicht über Nacht, und wer glaubt, man werfe die Grundsätze seiner Erziehung leichtfertig weg, der irrt; ich jedenfalls rang fünf Jahre lang mit mir, bis meine atheistische Weltanschauung gefestigt war. Aber seither bin ich ihr treu geblieben, allen Anfeindungen zum Trotz, und ich werde mich in ihr vollenden. Es haben mich keine Propheten des Unglaubens auf diesen Weg geführt; wohl stiess ich später auf Haeckel und Nietzsche; sie haben mich aber in meiner geistigen Einstellung nicht beeinflusst, bloss bestärkt.

Es ist nicht leicht, Freidenker zu sein. Die Gottgläubigen, oder die so tun als ob, können die Verantwortung für ihr Tun und Lassen auf einen Schöpfer abwälzen, ohne dessen Willen angeblich kein Haar vom Haupt eines Menschen fällt; der Freidenker muss sie selber tragen. Es braucht mehr Moral, Atheist zu sein und sich überzeugt zu seinem Atheismus zu bekennen, als einer Kirche anzugehören und aus dieser Zugehörigkeit heraus zum vornherein als moralisch einwandfrei zu gelten. Es braucht vielfach sogar Mut, sich als Aussenseiter zu bekennen, weil man nicht bloss die religiösen Eiferer, sondern auch die grosse urteilslose Masse gegen sich hat und im Wirtschafts- wie im Berufsleben benachteiligt wird.

Über das alles geht man hinweg, wenn man gefestigt ist. Ich habe ein Leben lang versucht zu beweisen, dass man als Freidenker ein anständiger Mensch ist, sein muss sogar, wenn man vor sich selbst und den anderen bestehen will. Im übrigen war ich kein Missionar oder Apostel des Unglaubens; ich achtete jeden Glauben, der wirklich ehrlicher Überzeugung entsprang, und ich hatte prächtige Menschen aus dem anderen Lager zu Freunden und Gegnern. Bloss die Heuchler und Tempelhändler lehnte ich ab.

Und die letzte Stunde? Wie stirbt ein Mensch, der an kein persönliches Weiterleben nach dem Tode glaubt? Er unterzieht sich den natürlichen Gesetzen des Werdens und Vergehens. Ich kann an meinem Beispiel dartun, dass man ruhig der grossen Verwandlung entgegensieht, die uns



**Jakob Stebler (1898–1985)**  
*Beliebter Volksschriftsteller, mit über 200 Stücken für das Volkstheater der meistgespielte Autor der Schweizer Mundartbühne. 1939/31 Zentralpräsident der FVS.*

wieder in den Mutterschoß der Natur zurückführt. Das Sterben ist bloss eine andere Art des Geborenwerdens.

Ich habe mein Leben ausgefüllt und mit meinen Pfunden gewuchert; dafür erwarte ich keine Belohnung in einem besseren Jenseits. Ich habe meine Kräfte darangesetzt, das Diesseits menschenwürdig zu gestalten. Das andere ist ein fragwürdiger Trost. Nun bin ich ganz einfach müde, weil ich mich nicht geschont habe und weil ich mich verschwenden durfte an alles, was nach meinem Dafürhalten schön und gut ist. Ein Weiterleben nach dem Tode lockt mich nicht. Das Leben muss sich selber Himmel sein.

Wer so denkt und nach seinen Grundsätzen handelt, wird sein Leben lang einsam sein; darüber braucht er sich keinen Täuschungen hinzugeben. Ich habe in meinem Leben stets die Einsamkeit gesucht, und Vereinsamung gefunden. Da und dort band mich eine Wesensverwandtschaft an einen wertvollen Menschen; das ist alles.

Wenn der Halt, den man an sich selber hat, nicht mehr genügt, und das kam in schweren Stunden vor, dann griff ich aus dieser Vereinsamung zu Mozart und Gluck, zu Beethoven und Schubert, und hielt mich an Nietzsche, Victor Hugo und Edmond Rostand.

So nachhaltig ich Kränkungen und

Verletzungen empfand, so nachhaltig war das Aufgehen in Mozart und Gluck, und eine Stunde mit ihnen wog das Herzeleid von Wochen auf. Beruflich bin ich nicht sehr hoch gestiegen, aber was ich wurde, erreichte ich aus eigener Kraft, ohne jemandem dafür danke sagen zu müssen. Ein Beamter war ich nie, schon gar nicht eine Beamtenseele. Alles war Rausch des Schöpfens. Ich habe mehr gearbeitet als irgendwer; es gab in meinem Leben wenige Stunden des Ruhens; ich musste schaffen, schreiben und gestalten, und heute liegen, neben Tausenden von anderen Sachen weit über hundert Bühnenstücke vor, von denen sechs über die Berufsbühne gingen. Alle atmen sie soziale Tendenz, in allen habe ich mich eingesetzt für die Kleinen und Armen und Schwachen, selbst in den heiter gestalteten Arbeiten. Ich habe Millionen von Menschen lachen gemacht – und lachte selber fast nie. Es fehlte nicht an Erfolgen und Misserfolgen, und was den Weg an die Öffentlichkeit nicht fand, ist vielleicht wertvoller als das, was sich als gangbare Marktware durchgesetzt hat. Aber eines Tages ist es genug. Eines

Tages findet die grosse Ruhelosigkeit ihr Ende. Und wenn ich bedauern möchte, dass nicht alles zu Ende gedieh und dass noch vieles unausgeschöpft blieb, so habe ich mir doch nichts vorzuwerfen; ich bin dem Leben und seinen Verpflichtungen nichts schuldig geblieben. Ich durfte auch erleben, dass aus meinen beiden Töchtern zwei lebensstüchtige Menschen wurden. Die ältere ist mir im Frühjahr 1960 im Tode vorausgegangen; der Schlag war nicht leicht zu überwinden.

Die Arbeit entzog mich meiner Lebensgefährtin über Gebühr und stellte ihr Einfühlungsvermögen auf harte Proben, aber die Arbeit war die Flamme, die ich in meinen Händen tragen musste, bis sie erlosch. Nun wird die andere Flamme ihr Werk tun. Sosehr ich das Leben liebte, sosehr weiss ich die dauernde Ruhe zu schätzen. Und dort, wo ich ruhen werde, kommt dann vielleicht eines Tages ein Kind, oder eine der hochgesinnten, herben, stolzen Frauen, wie ich sie in meinen Arbeiten geschaffen, hergewandelt, verweilt einen Augenblick, träumt in ferne Welten und atmet meine Seele ein.

Auffassung – das Alte Testament und das Neue Testament eine Einheit, die sich nicht widersprechen, sondern gegenseitig erklären und ergänzen. Im Gegensatz zur jüdischen Auffassung behaupten die christlichen Theologen, das Neue Testament sei die Erfüllung des Alten und das Alte die Vorbereitung des Neuen Testaments. Offenbar wurde aber von der Mehrzahl der späteren Christen die Verantwortung und Verpflichtung, die ein solcher biblischer Auftrag einschliesst, nicht begriffen, oder wollte gar nicht begriffen werden, weil Macht und Besitz winkte. Denn anders wären wir kaum in die gegenwärtige lebensbedrohende Situation geraten.

An Verantwortungsgefühl hat es leider bei den Priesterkasten in fast allen Religionen gemangelt; am meisten bei der christlichen, obwohl sie sich «Heilslehre» nennt. Sie schaute und schaut ja nicht auf die Erde, sondern nur auf einen – wie immer verstandenen – Himmel, der als Lohn verheissen wird. Aber auch im Neuen Testament, z. B. im 2. Petrusbrief 2,12, lesen wir, dass die Tiere (und die Ungläubigen!) «von Natur nur dazu da sind, gefangen und getötet zu werden.»(!) Ein besseres Alibi für die Tötung von Leben und die Eroberung der Erde kann man gar nicht finden. Leider wirkt auch sonst das 5. Gebot (Ex. 20,13) wie ein Fremdkörper in der Bibel. (Aber die Kirche predigt und verteidigt die «Ehrfurcht vor dem Leben», die der «Heiligen Schrift» meist fremd ist.)

Im Hinblick auf die christliche Verkündigung von Liebe und Barmherzigkeit ist ein Herrschaftsanspruch um so erstaunlicher, als sich doch jede Form der Herrschaft mit dem Grundgebot der Liebe auseinandersetzen muss und ihr meist konträr gegenübersteht. Das heisst nichts anderes, als dass die sittlichen Grenzen des biblischen *dominium terrae* sehr enggezogen sind und schon vor der Forderung «Ehrfurcht vor dem Leben» haltmachen müssten.

Warum gab es eigentlich neben den guten Werken christlicher Caritas an Menschen, keinen vergleichbaren Dienst an der aussermenschlichen Schöpfung? Warum entdeckt erst jetzt die Kirche, dass es dem Men-

## Die katholische Kirche entdeckt den Umweltschutz

Anfangs April 1984 wurde in Wien eine Bischofskonferenz abgehalten, an der die Bischöfe zu aktuellem Umweltschutz aufgerufen hatten: «Die Christen müssten, frei von egoistischen Gruppen-Interessen, Partei für die bedrohten Geschöpfe ergreifen...» hiess es da. Fürwahr, eine zwar rühmliche, aber leider sehr späte Einsicht! Haben uns nicht gerade die christlichen Kirchen mit ihren Würdenträgern und die von ihnen beherrschten Völker in die gegenwärtige katastrophale Situation hineinmanövriert? Und taten sie das nicht im Auftrag der Bibel? War es nicht das «ausgewählte Volk», dem Gott Jahwe die Herrschaft über die Erde und seiner Völker gegeben hatte? Steht doch in Genesis 2,28 das viel gedeutete «*dominium terrae*», noch dazu als «göttliche» Offenbarung: «macht euch die Erde untertan... herrschet über jegliches Lebe-

wesen...». Der unbekanntere Schreiber der Genesis hat leider vergessen hinzuzufügen, dass grösste Macht auch grösste Verantwortung in sich schliesst. Ist diese Herrschaft über die Erde auch für die Christen gültig und verbindlich? Die Antwort ist ohne Zweifel: Ja. Leitet doch der christliche Glaube die Anfänge seines Heils vom Gott des jüdischen Volkes ab, der schon bei der Berufung Abrahams an den Sohn als Erlöser dieser Welt gedacht haben soll (Mt. 1,2).

Und wenn sich dieser sagenumwobene Jehoschua (= Gotthilf = Jesus) nicht eingebildet hätte (oder von den Evangelisten dazu erfunden worden wäre), ein Sohn dieses Jahwe zu sein, wäre aus dieser Lokalreligion eines orientalischen Nomadenvolkes wahrscheinlich nie eine Weltreligion geworden.

Ausserdem sind – nach christlicher